

Das Abheben, sagt sie, sei einfach. Man müsse nur springen. Ein einfacher Abstoß aus den Sprunggelenken heraus. Stell Dir vor, sagt sie, da wäre eine Treppe in der Luft, eine andere Ebene. Du musst Dich bloß hoch schwingen. Der Übergang ist kaum zu spüren.

Bei mir ist es anders. Ich muss Anlauf nehmen, benötige eine Rampe. Wenn ich schnell genug bin, gelingt mir ein nahtloser Aufstieg. Dann drücke ich mich ab und bleibe oben. Stoße meine Gliedmaßen in die Luft als wäre sie aus Wasser. Ich schwimme. Manchmal kraule ich. Ich spüre den Widerstand in meinen Muskeln, fange an zu schwitzen. Öfter aber falle ich. Mein Körper stürzt dann dem Boden entgegen, schlägt krachend auf auf hartem Asphalt.

Ihr passiert das nie. Sie paddelt, sagt sie. Ein schneller Schlag mit den Füßen, fast eine Rotation. Ihre Arme baumeln seitlich an ihr herab, sind ihr nicht wichtig. Selten benutzt sie sie zum Lenken, meistens steuert sie mit den Zehen. So kommt sie schneller voran als ich. Es strengt sie nicht an. Sie kann das, sagt sie, ewig durchhalten. Im Gegensatz zu ihr fliege ich nie lange Strecken. Mir fehlt die Ausdauer.

Das Problem ist nicht die Technik. Darin sind wir uns einig. Das Problem ist das Vergessen.

Auf der Insel hat sie mir davon erzählt. Wir standen auf einem verschlungenen Bohlenweg inmitten der Dünen. Um uns herum verschob der Wind die Landschaft. Sandkörner stiegen auf, sammelten sich zu neuen Verwehungen, frischen Hügelformationen. *Kannst Du auch fliegen im Traum*, wollte sie wissen. Ich sah sie an und nickte. Staunte über die Frage. Wir kannten uns erst seit ein paar Stunden. Seit ich aus dem Zug gestiegen war, beobachtete sie mich. Ihre Kamera schwebte zwischen uns, das Objektiv bedeckte ihr Gesicht. Ihr Finger steht immer knapp über dem Auslöser. Nur selten zeigt sie mir ihre Augen. Auch jetzt kann ich die Farbe nicht benennen. Sie sind braun, glaube ich. Aber ich bin mir nicht sicher. Wenn ich sie zeichnen müsste, hätte sie keinen Kopf. Stattdessen ein großes, unbewimpertes Auge. Sie wäre ein Zyklop.

Ich hatte erwartet, dass wir uns andere Fragen stellen würden. Warum sie uns ausgewählt haben, zum Beispiel. Was sie von uns wollen. Dass wir etwas suchen müssen, haben sie uns gesagt. Es habe mit Erinnerung zu tun. Wir müssen es ihnen bringen, das wissen wir. Was geschieht, wenn wir es nicht finden, wissen wir nicht.

Zuerst schickten sie uns auf eine Insel. Ich hatte das Gefühl, ich sei dort schon einmal

gewesen. Ich kannte Wege, die Umrisse. War dort schon oft entlanggelaufen. Meine abgestreiften Gedanken lagen vor uns im Sand, taumelten durch die Seeluft wie Weltraumschrott. So fühlte es sich an. Aber erinnern konnte ich mich nicht.

Tagelang irrten wir durch die Wälder, gingen am Wasser entlang, suchten im Wattboden, im Schlick. Zwischen den Luftlöchern von Wattwürmern, zwischen verkrusteten Muschelschalen, leeren Krebsgehäusen. Als wäre das, was wir finden sollen, tatsächlich dort. Unsere Schritte wurden mit jedem Tag schneller. Wir hatten uns zu beeilen, das spürten wir. Wir müssen es ihnen bringen. Bald.

Sie hielt alles fest. Richtete ihr Objektiv auf jede Bewegung, jede Wölbung in der Landschaft. Sie veränderte Orte mit ihrem Blick. Experimentierte mit Belichtungszeiten, mit Tiefenschärfen. Den Horizont drückte sie an die untere Bildkante, übertrug so seine Weite in den begrenzten Raum. Auch mich schloss sie in ihre Bilder ein. Meine Hände, meine Füße. Meine Augen. Aber das, was sie von uns wollen, war nicht dabei.

Jetzt sitze ich im Flugzeug. Fliege zu ihr, in ihr Land, ihre Stadt. Sie geben uns, sagen sie, eine zweite Chance. Ihre Stimmen sind bedrohlich geworden. Ich erzähle niemandem von ihnen. Habe Kontakte abgebrochen, meine Wohnung geräumt. Wenn sie uns auslöschen, lasse ich nichts zurück.

Auf meinen Knien ein Zeitungsartikel, in dem von einer Hundertjährigen berichtet wird, die aus dem Altersheim auszog. Die Leute dort, heißt es, seien ihr zu alt gewesen, zu grau. Sie zog zurück in ihr Haus am Dorfrand. Ich würde sie gerne kennen.

Wir sind spät abgeflogen. Aber das macht nichts. Das Flugzeug hat Rückenwind. Wir werden, versichert uns der Pilot, die Strecke in der Hälfte der Zeit zurücklegen. Ich betrachte die Wolken von oben. In meinen Träumen komme ich nie so hoch hinauf. Mir wird vorher schwindelig. Es gibt da diese imaginäre Grenze in der Luft. Ich kann sie nicht überschreiten. Manchmal streife ich sie mit einer meiner ausgreifenden Armbewegungen. Dann tauche ich schnell unter ihr hindurch und senke mich wieder abwärts. Ich muss herausfinden, ob das bei ihr auch so ist.

Eines ihrer Bilder fällt mir ein. Eine Figur steht am Meer. Ihr Körper ist merkwürdig verkrümmt. Sie steht am Wasserrand, der Boden ist mit Algen überzogen. Einen roten Mantel trägt sie, sie holt aus zum Schwung. Ich bin das gewesen. Der Moment sollte sich mir eingepägt haben. Das Gefühl des kühlen Steins zwischen meinen Fingern. Die glatte Meeresfläche vor mir. Die Sekunden davor, danach. Aber schon jetzt scheint mir nichts davon mehr wirklich. Es gibt nur noch diesen Augenblick. Er ist gefroren. Ist auf ihrem Foto erstarrt

und aus meinem Gedächtnis getilgt.

Im Flughafen schieben sich die Türen zur Seite und öffnen meinen Blick bis zu ihr. Sie steht hinter der Absperrung, lehnt mit der Hüfte an der metallenen Stange. Ich hatte erwartet, dass sie ihre Kamera auf mich richtet, dass sie mich zu sich zoomt, aber ihr Gesicht ist frei. Wir begrüßen uns schweigend.

Ich möchte sie fragen, ob sie inzwischen mehr weiß. Ob sie herausgefunden hat, wer die Leute sind, die uns beauftragt haben. Ob sie weiß, was sie von uns wollen. Wie sie damit umgeht, will ich wissen. Aber ich bleibe still. Ich will nicht hören, dass auch sie die Antworten nicht kennt.

Ihre Wohnung liegt im Zentrum. Das Haus ist riesig. Es steht an der Grenze der flussgeteilten Stadt. Vom Fenster im Hauptraum sieht man das Wasser. Der Strom wälzt sich durch das Flussbett, glitzert im Sonnenlicht. Ich kann auf die Brücke blicken, auf den ruhig fließenden Verkehr unter hoch aufragenden Verstrebungen. Graublau Busse gleiten vorüber, ein Mann läuft auf die Strasse. In der Nacht vor unserer ersten Begegnung sammelten sich hier die Menschen. Sie quollen von beiden Seiten auf die Brücke, sie brüllten. Ein Jahrestag war der Anlass gewesen, es stand in allen Zeitungen. Die Schüsse, die auf die Menge abgegeben worden waren, hatte sie, sagt sie, nicht sehen können. Aber sie hatte die Schreie gehört. Das Tränengas war schwer in der Luft gelegen. Noch Stunden später hatte man es riechen können.

Wir wissen nicht, wo wir beginnen sollen. Wir suchen etwas, von dem wir nichts wissen. Ihr werdet es erkennen, wenn Ihr es seht, sagen sie. Und: bringt es uns. Bringt es uns schnell. Ihr wisst, was sonst passiert.

Aber wir erinnern uns nicht. Vielleicht haben wir es vergessen.

Nachts verirre ich mich in ihrem Haus. Alles darin ist gegenläufig. Die Schlösser öffnen sich beim Schließen, Türen schwingen in entgegengesetzte Richtungen. Auf der Galerie im Innenhof fängt sich der Wind. Ich höre den hohen, klagenden Ton. Ihre Wohnung ist klein, aber ich gehe darin verloren. Öffne eine falsche Tür und verlaufe mich in plötzlich auftauchenden Gängen. Finde eingezogene Zwischendecken, abzweigende Flure, Hallen, Wendeltreppen. Die Tapeten an den Wänden beginnen zu blättern, das Licht wird gelb. An Sesseln aus schwarz glänzendem Lederimitat taste ich mich vorüber, an dunkelroten, niedrigen Tischen. In einem Raum entdecke ich eine verlassene Bar. Ein leeres Glas hat jemand auf dem Tresen bereitgestellt, die gefüllte Flasche lehnt an einem verschnörkelten

Spiegel. Irgendwo spielt Musik.

Am nächsten Morgen erzähle ich ihr nichts davon, wahrscheinlich habe ich geträumt. Das passiert mir jetzt oft. Im Traum entdecke ich Räume, die ich im wachen Zustand nicht wieder finde. Es ist schwer, sich daran zu gewöhnen.

Sie sieht müde aus. Starrt in ihre Teetasse, die sie mit beiden Händen umfasst. Dass wir einfach loslaufen sollten, schlägt sie mir vor. Vielleicht könnten wir es irgendwo finden. Was auch immer es sei. Ich nicke.

Wir streifen durch die Stadt. Suchen in den Gesichtern von Passanten. In Gebäuden, Strassen, auf Bänken im Park. Manchmal sehen wir etwas aufblitzen, aber sobald wir uns nähern, ist es verschwunden.

Hinter uns spüren wir Schatten. Sie haben sich losgelöst von ihren Besitzern, sind beauftragt, uns nachzugehen. Anfangs bleiben wir stehen. Reißen unsere Körper herum, zwingen unsere Blicke in ihre Richtung. Wollen wissen, wer sie sind. Aber sie lassen sich nicht einfangen. Nur manchmal sehen wir Fetzen von ihnen. Sie huschen auf Bäume hinauf, schmiegen sich an Häuserecken, versickern im Gras, in den Ritzen zwischen Pflastersteinen. Nach einer Weile geben wir auf. Täuschen vor, dass wir sie nicht bemerken. Vielleicht ist das besser so.

Im Dom balanciert ein Mann auf einer Leiter. Seine Hände krallen sich unter der Decke in eklektische Stuckornamente. Auf einmal möchte ich ihm nach, möchte hinauf klettern, bin sicher, dass ich dort oben etwas fände. Aber als ich an die unteren Sprossen der Leiter herantrete, begreife ich, dass das nicht geht. Nur im Traum habe ich keine Angst vor dem Sturz. Im wachen Zustand liegt meine Luftgrenze knapp über Bodenhöhe.

Wir verlassen das Kirchenschiff durch den Haupteingang, stemmen uns gegen eine eintreffende Trauergesellschaft, gegen ihre schwarze Kleidung, die Tränen in ihren Gesichtern. Mein Blick bleibt an einer älteren Frau hängen. Sie sieht ausgezehrt aus, der Kummer nagt an ihrem Körper. Mit der Hand umklammert sie eine weiße Rose. Die Dornen haben sich in ihre Haut eingegraben, doch sie beachtet das Blut nicht, das ihr von den Fingern tropft.

Ich bin sicher, dass sie etwas weiß.

Am Abend erweitern wir unsere Suche auf eine Therme im Stadtinneren. Wir teilen uns eine hölzerne Kabine, ziehen uns um, laufen dann frierend hinaus auf den Hof, hinein in eines der runden, dampfenden Becken. Die Schatten bleiben im Inneren. Ich kann sehen, wie sie sich abzeichnen gegen die beschlagenen Glasscheiben der umliegenden Gebäude. Als Schemen lehnen sie an den Fenstern der aufragenden Fassaden, blicken von dort auf uns herab.

Im Wasser zeigt sie mir ihren Flügelschlag. Sie legt sich auf die warme Oberfläche, paddelt mit den Füßen. Sieht schwerelos aus dabei, fast elegant. Während sie beginnt, Spiralen zu drehen, überlege ich, ob sie uns deswegen ausgewählt haben: weil wir beide wissen, wie man fliegt. Vielleicht haben sie nicht begriffen, dass wir es nur im Traum können. Und auch dort nur, wenn wir uns erinnern. Das ist nicht einfach. Sie haben keine Ahnung, dass ich längst nicht mehr fliege. Ich vergesse beim Einschlafen, dass ich es kann.

Neben dem Einstieg ragen zwei steinerne Schachbretter aus dem Wasser heraus. Zwei weißhaarige Herren spielen eine Partie. Kondenswasser tropft ihnen aus den Bärten. Durch den aufsteigenden Dunst starren sie auf die verschwimmenden Figuren. Wir hangeln uns an das zweite Brett, beginnen mit einem Damengambit, Moskauer Variante. Für einen Moment vergessen wir, warum wir hier sind. Wir schieben Bauern und Läufer durch den Nebel, bedrohen uns, ziehen zurück. Ich sehe, dass sie mich schlagen wird, noch bevor sie es weiß. Vorsichtig lege ich den König in die Mitte des Brettes und stoße mich unter Wasser.

Beim Auftauchen wird mir kühl. Zwischen all den erhitzten, rotgesichtigen Menschen bin ich die einzige, die friert. Meine Ohren sind kalt, das auskühlende Wasser tropft mir aus den hochgebundenen Haaren in den Nacken.

Später verfolgt uns ein dunkler Wagen bis vor die Haustür. Auf dem gegenüberliegenden Parkplatz schaltet er den Motor aus, stellt die Scheinwerfer auf Standlicht. Wir können hinter den verkleideten Fenstern niemanden erkennen, aber wir sind uns sicher: sie sind es.

In dieser Nacht schlafe ich kaum. Ich sitze im Hauptraum, betrachte die Lichter auf der Brücke, ihre Reflektionen im Fluss, den Wagen auf seinem Parkplatz. Und warte auf den Morgen. Irgendwann höre ich ihre Schritte. Sie hat sich die Decke um ihre Schultern gelegt, setzt sich stumm neben mich. In ihrem Arm hält sie die Kamera. Sie schaltet sich durch die Bilder des Tages. Nach jedem Bild sehen wir uns an, schütteln die Köpfe. Was immer sie von uns wollen - es ist nicht dabei.

Ihre Mutter holt uns am nächsten Mittag vom Zug ab. In der Morgendämmerung haben wir das Haus durch den Hinterausgang verlassen. Wir stiegen über Mülltüten, entnadelte Weihnachtsbäume, schlafende Obdachlose unter Zeitungspapier. Als wir oben auf der Brücke ankamen, konnten wir auf den Wagen heruntersehen. Er stand noch immer dort unten, die Frontscheibe dem Haus zugekehrt, der Motor schien zu laufen. Wir duckten uns unter die Brüstung, überquerten im Laufschrift den Fluss.

Der Zug stand abgedunkelt auf dem Gleis. Im Großraum suchten wir uns Fensterplätze,

schoben unsere Taschen unter die Sitze, behielten die Bahnhofshalle im Blick. Niemand schien uns zu verfolgen. Vielleicht haben sie uns tatsächlich verloren.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, schlief ich endlich ein. Beim Aufwachen sah ich den vorüberziehenden See. Ihre Eltern wohnen dort in einem kleinen Dorf, sagt sie. Und: vielleicht finden wir es dort.

Ich weiß nicht, was sie ihrer Mutter über mich erzählt hat. Ob sie erklären konnte, warum wir hier sind. Wir verstehen es ja selbst kaum. Die Mutter wirkt nicht beunruhigt. Vielleicht hält sie mich für einen normalen Besuch. Ich kann nicht mit ihr reden, spreche ihre Sprache nicht. Und auch die Mutter kennt nur wenige Worte aus meinem Land. Keine der Zweit- und Drittsprachen, die wir uns angeeignet haben, stimmen überein. Stattdessen lächeln wir uns zu. Die Mutter fährt schnell. Sie hat das Lenkrad fest im Griff, schwenkt scharf in die Kurven der schmalen Landstrassen. Felder tauchen auf, störrische Ponys unter windschiefen Bäumen, verlassene Scheunen. Ich muss an die Insel denken. An das, was wir suchen sollen. Es muss auf der Insel gewesen sein, das weiß ich. Irgendwo auf der weiten Sandebene muss es herumgelegen haben. Mit einem ihrer Bilder hat sie es eingefangen, das spüre ich. Warum haben wir es nicht gefunden.

Der Vater begrüßt uns am Zaun. Er ist ein verschmitzter, älterer Herr. Ein kleiner Hut sitzt schief auf seinem Kopf. Im Garten bellt ein Hund. Er bewacht die Hühner und kann, so erklären sie mir, ihre nestwarmen Eier in seinem Maul unbeschädigt herumtragen.

Die Mutter schiebt uns ins Innere, stellt sich in der Küche an den Herd. Krempelt ihre Ärmel hoch. Sie hat, das habe ich auf der Zugfahrt erfahren, vier Kinder adoptiert, nachdem ihre eigenen aus dem Haus waren. Während sie den Gasherd anwirft und mit einer riesigen Schöpfkelle in der Suppe rührt, betrachte ich die Linie ihrer Schultern. Die unbeirrt aufrechte Haltung. Lausche ihrer Stimme, die tiefer ist, als die ihres Mannes. Hundertjährig würde sie, da bin ich sicher, aus jedem Altersheim in dieses Haus zurückkehren.

Später zeigt uns der Vater den Garten. Wir mustern die umgegrabenen Lehmschollen, die kleinen Setzlinge, ihre viel zu früh keimenden Knospen. Plötzlich zuckt meine Begleiterin zusammen. Ich wirbele herum, suche die Bedrohung in unserem Rücken, den dunklen Wagen, seine Insassen, die sich uns endlich zu erkennen geben. Aber da ist nichts. Was ich sehe, ist eine Lücke.

Das angrenzende Reihenhaus wurde abgerissen, sagt sie mir. Sie ist vorgetreten, schwankt leicht. Ich sehe, dass ihre Hände zittern. Noch vor einer Woche, sagt sie, habe das Haus dort gestanden. Ich blicke auf das Grundstück, auf die Kluft zwischen dem Elternhaus und der

Brandmauer der entfernten Nachbarn. Kann mir nicht vorstellen, dass dort etwas gewesen sein soll. Aber sie nimmt es noch wahr. Es überlagert sich mit dem tatsächlichen Bild, auf das sie blickt. Erinnerung und Wirklichkeit greifen in einander über, sie kann es nicht mehr trennen, das sehe ich ihr an. Sie hält sich an ihrer Kamera fest, krallt sich in den Schulterriemen, während sie der Lücke entgegengeht.

Der Vater bleibt neben mir stehen. Er ist vollkommen still, bewegt sich nicht. Wir beobachten seine Tochter, die sich auf dem Grundstück im Kreis zu drehen beginnt. Langsam späht sie mit ihrem zyklischen Auge ins Nichts. Zieht Schleifen auf leerem Grund. Ich wüsste gern, was sie sieht.

Ich höre ihren Vater neben mir seufzen. Dann deutet er auf das Kalksteinmehl, mit dem sie den Boden eingeebnet haben, zeigt auf diese riesige, schneeweiße Fläche. Sagt plötzlich ein Wort in meiner Sprache: „Großmutter“, sagt er. Etwas in mir zieht sich zusammen. Ich verstehe.

Am Abend sitzen wir in Decken gehüllt vor dem Fernseher. Wir haben alle Lichter gelöscht. Oben an den Dachschindeln rüttelt der Sturm. Hinter der geschlossenen Schlafzimmertür schlafen die vier Adoptivkinder. Ich starre auf den flackernden Bildschirm, lausche den fremden Worten, dem Wind, den gleichmäßigen Atemzügen der Eltern.

Beim Abendessen hat mir der Vater Schnaps angeboten. Hat mich mit Gesten zum Trinken ermuntert. Als ich wissen wollte, wieso er selbst nicht trinkt, holte er eine Zeitung. Ziffern kitzelte er auf den freien, oberen Rand. Sah mich erwartungsvoll an. Setzte dann den Stift unter die Zahlen und zeichnete sorgfältig ein zerfallendes Herz. Ich konnte den Blick nicht davon lösen. Von den Bruchstücken. Der dünnen Naht, die sie noch verband. Das sei, sagte seine Tochter in meinem Rücken, das Datum seines Infarkts gewesen.

Der Vater ist müde. Ich versuche, den Film im Fernseher mit seinen Augen zu sehen. Ein Mensch ist dort auf der Flucht. Will sich in einer Ecke verstecken und findet die abgetrennten Gliedmaßen seines Vorgängers. Der Vater schließt die Augen.

Hinter der Wohnzimmerwand spüre ich die Lücke. Das Haus der Großmutter muss direkt angeschlossen haben. Wahrscheinlich haben sie sie hier drin immer gehört. Ihre Schritte. Die Wand ist dünn. Wenn es einen Durchgang gab, wäre er jetzt vermauert.

Wieder denke ich an die Insel. Wir haben dort etwas verloren, glaube ich. Ich versuche, mich an die Nordspitze zu erinnern. An das Gefühl, am Rand der Inselzunge zu stehen. Vor mir das Meer zu sehen, den Himmel. Sie fließen ineinander über, bilden ein endloses, graublaues Vakuum. Mir wird kalt. Ich ziehe die Decke fester um meine Schultern. Und plötzlich weiß

ich: es geht um diese Lücken. Hat mit den Dingen zu tun, die wir nicht festhalten können. Sie wollen, dass wir Verschwundenes suchen. Wir sollen es ausbuddeln, sollen es festhalten. Meine Begleiterin mit ihren Bildern. Ich mit meinen Worten. Wir sollen Unbenennbares beschreiben, sollen Unsichtbares ablichten. Sie begreifen nicht, dass das nicht geht. Dass wir beim Einschlafen vergessen.

Ich spüre, dass etwas dort draußen ist. Es gleitet über die leere Fläche neben dem Haus. Legt sich auf die kalte Seite der Wohnzimmerwand. Ich drücke mich tiefer in die Sofakissen, suche die Aufmerksamkeit meiner Begleiterin. Sie nickt.

Im Traum begegne ich einem verloren gegangenen Freund. Mit den Fingerspitzen fährt er über die Muskelstränge in meinem Nacken. „Dein Kopf ist ja noch immer mit deinem Herzen verbunden“, ruft er erstaunt, „kein Wunder, dass du die Dinge zu nah an dich heran lässt.“ Ich will widersprechen, will etwas sagen, aber mit einem Blick in seine kalt gewordenen Augen begreife ich, dass das nichts bringt.

Am Morgen weiß ich nicht, wo ich bin. Ich höre einen Hund bellen. Höre Hühner im Hof. Erst als sie die Fensterläden öffnet, erinnere ich mich. Sie steht im Gegenlicht, ihre Silhouette zeichnet sich ab gegen die kalte Morgenluft. Wir müssen zurück in die Stadt. Das begreifen wir, als wir den dunklen Wagen in der gegenüberliegenden Hofeinfahrt entdecken.

Im Badezimmer rüttle ich an Schaltern, bis sie mir zuruft, dass das nichts nutzt. Einen Unfall hat es am anderen Ende der Strasse gegeben. Ein müder Nachtarbeiter ist im Morgengrauen gegen den Strommast gefahren. Ist eingeschlafen und aus der Kurve geraten. Ob er überlebt hat, weiß niemand. Später sehe ich an den Gesichtern der Eltern, dass sie daran nicht glauben. Der Vater und die Mutter bringen uns zum Zug. Am Bahnhof reißt der Henkel meiner Papiertüte. Die Mutter hat mir Gläser ihrer Marmelade darin eingepackt. Kirsche, Pflaume, Marille. Sie trägt den Brei aus Splittern und Gelee zum Abfalleimer, sieht mich nicht an, sagt kein Wort. Hinter uns höre ich Gelächter. Es dringt aus dem Wagen, der den Bahnhof umkreist. Sie sind uns gefolgt.

Der Zug ist pünktlich. Als wir einsteigen, dreht sich der Wagen in Fahrtrichtung. Er ist jetzt nicht mehr allein. Weitere Wägen sind hinzugekommen, reihen sich ein in die Kette der stumpf-schwarzen Karosserien. Sie bilden eine Kolonne, fahren auf der Landstrasse neben dem Zug. Ich wende mich ab, will nicht, dass sie mich sehen. Flüstere meiner Begleiterin zu, was ich denke. Dass es die Lücken sind, die sie von uns haben wollen. Sie sieht nicht überrascht aus. Wahrscheinlich hat sie es die ganze Zeit über gewusst.

Später am Abend sitzen wir unter ihrem Fenster im Hauptraum. Auf der Brücke fließt kein Verkehr, alles ist dunkel. Sie haben die Brückenbeleuchtung abgestellt und ihre Wagen dort aufgereiht. Eine stumm wachsende Wand. Keiner von ihnen steigt aus. Noch immer wissen wir nicht, wer sie sind. Aber ich beginne zu ahnen, dass sie gesichtslos bleiben werden. Sie haben keine Schatten. Die Schatten waren sie selbst.

Sie sitzt mir gegenüber. Ihr Gesicht ist bleich. Wir kauern zwischen unbeendeten Sätzen, zwischen Buchstaben, Bildfragmenten, Bruchstücken von Worten. Nichts lässt sich zusammenfügen. Hinter dem Schreibtisch türmen sich zerknüllte, leere Seiten. Ich denke an die Bilder, die sie auf der Insel gemacht hat. Auf ihrem Monitor zerfallen sie zu Pixeln.

- Wir haben etwas gesucht auf dieser Insel, sage ich, haben wir es gefunden?

- Ich weiß nicht, sagt sie. Vielleicht waren wir nie dort.

Draußen vor dem Fenster ist es still. Sie haben die Brücke mit ihren Wagen gefüllt, greifen nun über aufs Wasser. Der Fluss ist dunkel geworden. Schwarze, unbeleuchtete Schiffe bewegen sich stromabwärts auf uns zu, verankern sich unter den Brückenstreben. Bald werden sie uns holen.

Ich weiß nicht, was wir tun sollen. Wir könnten ihnen geben, was sie wollen. Könnten das Verlorene für sie finden. Wir besitzen etwas, das ihnen fehlt. Es hat mit unseren Flugtechniken zu tun, das verstehe ich jetzt. Mit dem schnellen Flügelschlag ihrer Beine. Mit meinem Aufschwung in die Luft. Wenn ich in diesem Moment einschlief, würde ich nichts davon vergessen, da bin ich sicher.

Den anschwellenden Ton nehmen wir zuerst gar nicht wahr. Der tiefe Klang schwingt in der Luft. Dann begreifen wir. Sie haben die Nebelhörner angestellt. Die Doppelverglasung des Fensters beginnt zu vibrieren. Es ist soweit.

Wir sehen uns an. Plötzlich wissen wir, was zu tun ist. Wir stehen auf, gehen zum Monitor. Zum ersten Mal seit Wochen fühle ich mich ruhig. Während auf der Brücke die Hupen der Wagen aufschrilla, beginnen wir mit dem Lösprozess. Sehen zu, wie Bilder und Worte von ihrem Bildschirm verschwinden. Es geht schneller als ich dachte. Wir arbeiten gründlich, hinterlassen keine Spuren.

Als es vorbei ist, öffnen wir das Fenster. Der Lärm schlägt über unseren Köpfen zusammen. Sie hebt ihre Kamera, ich atme ein. Dann treten wir vor und stellen uns an den Rand.

Es gibt ein Bild, das niemand gemacht hat. Wir stehen in einem weißen, leeren Raum. Wir berühren den Boden nicht. *Erinnerst Du Dich*, sagt sie. Ihre Stimme ist nicht zu hören, aber auf diesem Bild kann man sie sehen. Ich schüttele den Kopf. Meine fliegenden Haarspitzen greifen in die Wände. Dahinter gibt es ein Zimmer, jetzt fällt es mir ein. Wir werden es öffnen. Wir werden uns abstoßen und in den Auftrieb legen. Im Flug streifen wir die Kuppel des Raums. Sie ist glatt und kühl. Wir bewegen die Arme, gleiten durch die sich auftuende Öffnung.

Und versinken dorthin, woher sie nicht kamen.